

## Ein Ehrenwort.

Roman von R. Spidheim.

Ein eigentliches Gespräch kam zwischen ihnen nicht wieder in Gang, sie waren beide einsilbig, und er merkte wohl, wie unflüchtig und besagen seine Nachbarin ihn heimlich an. Sie war so offen gemein, das durfte sie doch nicht reuen? „Wir wollen das gefährliche Thema vermeiden,“ bat er, „es ist das einzige, bei dem wir uns immer zanken, und es hat mich so sehr glücklich gemacht, daß Sie mich Fräulein Ulla v. Truhn kennen lernen ließen, wie sie ist.“

Was er so sehr sagte, konnte ihr nur recht sein, aber wie er so besagen und konfus sprach, das beherdete sie sichtlich. Die Prinzessin gab glücklicherweise die Tafel auf. Im Nu waren die Tische weggeräumt, der Tanzplatz wieder hergestellt und das Wagnen begann von neuem. Mit Sorge sah Trautmann, daß Baron v. Lughen und Gräfin Gerbersdorff mit dem Grafen lange und lebhaft sprachen, die Prinzessin winkte ihn heran und drückte ihm die gleiche Sorge aus.

„Ich muß vorsichtig sein, ich darf ihn nicht mehr sprechen, er soll mit den andern Damen tanzen, wenn auch nur ein paar mal! Dann müssen Sie uns die Möglichkeit geben, Abschied zu nehmen, er reist mit dem Nachtzuge schon wieder ab!“ bat und überredete sie.

Trautmann gestellte sich zu dem Freunde. „Ich habe nichts von ihm, gönne Sie ihn mir auch einmal, Excellenz!“ bat er.

Und die beiden alten Hofstaaten nickten wohlgefällig und sagten hinter den Freunden her: „Charmante junge Leute! Trautmann gewann in ihren Augen noch mehr durch den Bescheid dieses prächtigen Freundes.“

Später trafen in der Tat der Rittmeister mit Ulla, Fides und einigen der andern Tänzerinnen, aber auch die Prinzessin gab ihm diese Ehre.

Und nun sollte Trautmann einen heimlichen Abschied in Scene setzen. Ihn war dabei sehr schlecht zu Mutte. Ja, er raffte sich für sich recht ärgerlich über den Egoismus der hohen Herrschaften, die für ein paar halbreiche Worte Leute wie ihn in eine bedeutend schlechte Stellung brachten.

Was ging ihn dieser heimliche Liebeshandel an? Und wohin sollte er führen? Und trotzdem wollte er eben auf den Grafen — Rittmeister zutreten, ihm mit der Prinzessin einen zeugenlosen Abschied zu ermöglichen, als er plötzlich Oskar von Truhn erblickte, der, einem Betrunknen gleich, durch eine der Nebenthüren herein taumelte. Aber, wie fürchtbar sah derselbe aus.

„Was haben Sie? Was ist geschehen?“ mit dieser Frage sprang er auf den Offizier zu.

„Trautmann! Sie schick mir der Himmel! Still! Still! Kommen Sie! Nur keinen Laut!“ flüsterte heiser der junge Mann und rief ihn in wilder Eile mit sich hinaus, durch den Garten nach seinem Vaters Hause.

„Er lebt noch! Nur um Gotteswillen — das Ulla — es würde sie wahnsinnig machen!“ leuchtete er dabei.

Dann standen sie im Hausflur, dann in einem Zimmer, des Geheimrats Arbeitsstube, und dann in der Kammer dahinter. Da lag er auf dem mit Blut überflossenen Bette. Ein jähredliches Stöhnen ging von des alten Mannes Munde — er sah schon aus wie ein Toter. Ein einziger Blick sagte Trautmann alles; er hob ein Pfisol auf, welches unter des Unglücklichen Hand lag; der Sohn hatte es vorher noch gar nicht gesehen, aber hier gab es nichts mehr zu verbergen.

„Wir können allein nichts thun, wir brauchen einen Arzt, Arzte! Ich hole sie, bleiben Sie hier, verlassen Sie sich auf mich. Niemand soll es merken,“ sagte Trautmann dann, selbst sehr erschüttert.

Grafen und Entsetzen in jedem Zuge lehnte der hünenhafte Offizier an der Wand, sprachlos nicht er nur.

Nur fünf Minuten, eine tödtliche Ewigkeit vergangen, bis der Sanitätsrath erschrocken, aber noch ganz unklar über das Geschehene, ankam, mehrere Minuten und Trautmann brachte den jüngern Arzt mit sich.

Angewidert hatte der Sanitätsrath sich schon orientirt. Mit beruhigender Sicherheit befaß er. Alle griffen zu, die Kaben wurden gelassen, die Hausthür. Niemand sollte erfahren. Alles thaten sie selbst, Wasser herbeiholen, Keimen zu Binden, was ihnen in die Hände fiel, wurde genommen. Dann rannte Trautmann zum belebende Mittel zur Apotheke und, inebn in der Villa die drei andern in lautloser Geschäftigkeit, nur flüsternd walteten, stang von der Drangerie her die Tanzmusik zu ihnen herüber und zu Trautmann, der athemlos zurückkam.

Der Graf bezeugte ihm. „Gottlob, daß ich Sie noch sehe, mein gütiger Freund, wo stehen Sie denn? Ich muß zum Zuge und konnte Ihnen nicht einmal danken. Ich hoffe, Sie bleiben mir ein wohlgeleiteter Freund! Aber was ist denn? Wie sehen Sie aus? Mein Gott, ein Unglück?“

„Ja, Graf, ein Unglück bei dem Truhn's. — Lassen Sie mich fort — entschuldigen Sie — später!“

„Natürlich! natürlich! Leben Sie wohl!“ murmelte der Graf hinter dem Davoneilenden her.

„So“, sagte eine halbe Stunde später der Sanitätsrath, „und nun kommen Sie, Trautmann, streichen Sie sich mit der Hand das Entsetzen aus dem Gesicht, wir müssen uns drüben im Saale zeigen. Mein Herr Kollege bleibt hier.“

„Ich bitte Sie, kommen Sie noch einmal wieder zurück,“ flüsternte Oskar dem Assessor mit unbeschreiblich fassungsloser Miene zu.

Dieser nickte und drückte dem unglücklichen jungen Manne die Hand so herzlich, daß Oskar wohl fühlte, er durfte hier vertrauen.

Draußen fragte der Assessor den alten Arzt: „Haben Sie Hoffnung, Herr Sanitätsrath?“

„Ja — das ist ein eigen Ding! Wir müssen das Aeuferste thun. Für ihn war's das Beste, er stirbt. Ich denke mir, ohne schwere Gründe hätte er sich nicht so davon machen wollen.“

Meine Hauswirthin, Frau Erdmeier, sagte mir neulich, daß man Herrn von Truhn für tief verschuldet halte.“

„Nun ja, gesprochen hat man davon, aber da er in der Stadt seine Haushaltsbedürfnisse lieblich bezahlte, er ließ sich immer so lange wie möglich leben, aber dann gab er doch schließlich das Geld her, so weiß ich eigentlich kaum, wie das Gerücht entstanden sein kann. Die Leute haben seine ganze Wirthschaft, oder besser Wirthschaft gesehen — und seine eigene Lage danach wohl beurtheilt.“

„Aber unbegreiflich, daß der Herzog sie zugab?“

„Nun, der lebte im Auslande. — Sie wissen, die politische Wendung der letzten Jahre hatte ihn verstimmt; er ist erst kürzlich zurückgekommen — und sein Vertrauen auf seine Privatbeamten ist geradezu unbegreiflich. Der Minister hat das Kündigen für ihn regiert. — Tristleben war ihm ohnehin zuwider, und ich denke mir, Truhn muß es möglich gemacht haben, ihm seinen Argwohn zu wecken.“

Angewidert standen sie vor der Drangerie.

„Jetzt nehmen Sie sich zusammen, Herr Assessor, lächeln Sie, machen Sie ein unbefangenes Gesicht. Zu ändern ist nichts mehr, wozu der Prinzess und ihren Götten das Fest sitzen?“ mahnte der alte Herr und sah trotzdem doch nicht so aus, wie er es von Trautmann forderte.

Eine Viertelstunde später war das Fest zu Ende, plaudernd

wahre Entleerung des ganzen Darmkanals, gewöhnlich die Leber mit eingeschlossen.“ — Huber: Die Cholera ist eigentlich keine Cholera, sondern eine andere Krankheit, wie ich bald zu sehen hoffe. — Valentin sagt: Die Cholera ist ein höchst böses Gift, das erstlich die Leber befallt. — Siegmeyer: Der Grundstoff des Choleragiftes ist der Magensaft. — Nach über die Verbreitungstheorie waren die Ansichten sehr verschieden. — Voder sagt: Die Cholera ist beschränkt contagiös, Henning: Die Cholera ist sowohl contagiös als nicht contagiös, während Kauli es für unendlich hält, nach der Kontagiosität oder Nichtkontagiosität der Cholera zu fragen. — Nach Barrie ist das Stomatium ein kleines, unreinliches Insekt. Der Verfasser vertritt, es den Hamburgern unter die Nase zu halten. Um die Nichtkontagiosität der Cholera zu beweisen, folgte ich — sagt Kaulow von sich selbst — das Blut eines Erkrankten und nach zwölf Stunden darauf an dem nämlichen Thiere. — Dr. Wiles ist erstlich, nur mit Hilfe einiger Anatomieproben Jedem seine Lieblingsheorie zu entwickeln: er will die Cholera zu einer Knochen- oder einer Hautkrankheit machen, sie für einen eingeklemmten Bruch oder einen Darmabscess, kurz alles Mögliche erklären.

**Eine theure Cigarre.** Einer der besten Wiener Meisterfänger, der zur Zeit als Cigarre des Wagnertheaters in Bayreuth seines Amtes weilt, wendete unlängst von Ungermann's Gehäuses für sich in sein Heim. Es war fast 3 Uhr morgens, die Gassen einsam und dunkel. Da überkam wieder in der stillen Nacht einerschreitenden Sängers ein menschlich Sehn nach einer Cigarre, bei deren Duft und sanftem Glühen er den langen Hermdog sich fügen wollte. Ein Bild in die sonst wohlgefüllte Cigarrenschale: sie war heute ausnahmsweise leer. Zeit und Ort aber eine Cigarre theilen und begehrt werden. Mit einem mal flüchten sich des Sängers Schritte Schritte noch und er fand vor der Thür eines Tabakkamers, freilich vor einer festverschlossenen Thür. Die Thür nach einem süßen Glanzengel kennt jedoch keine Feindnisse, und so beschloß denn der Künstler, den Hüter der dunklen Worte, die zu dem Cigarrenparadies führte, zu weiden. Unglücklicherweise erreichte sich der Hüter eines allgütigen Schlafes. Wiederholte Schläge an die Abendthür vermochten den Krämer so wenig aus seinen hohen Träumen zu wecken, wie des Sängers freundliche Einladung, die er mit seines Vosses Grundgenoss an den milden Schlaf richtete. Der Bayreuther unmissliche Sohn wollte nicht erwachen. Kommt zu nicht müßig, so brauche ich Gewalt,“ riefte die Hand der „Sänger“ Erlösung und schon gerade vor dem Schließloch des Sängers einen Neuwolter ab, den er stets zu keinem persönlichen Schutze mit sich trug. Dieser Bedenk versetzte nicht jene Wirkung, oder richtiger gesagt, er versetzte sie wieder. Denn statt des Bayreuther Krämers tauchte die Bayreuther Behörde in Gestalt eines um die Nachtruhe der Stadt stets besorgten Dieners der öffentlichen Ordnung, den der Schuß aus seiner Morgenruhe gerissen. Die Worte variirte, „Es soll der Hüter mit dem Sängers geben“, ging unter zitternder Sängers zunächst in Gesellschaft des Politischen weiter, um an zehnder Stelle zu erscheinen, daß er unter Berücksichtigung der außerordentlichen Witterungsumstände, welche für die Mitglieder des Bayreuther Musiktempels ihre Geltung haben, für seine nächste Aufseherung eine Buße von 20 Mark zu erlegen habe. Der Sängers sollte auch den Preis für die theure Cigarre seines Lebens, die er nota bene gar nicht gerucht hat.

**Ein originelles Familienleben** ist in dem Dorfe Sophienhof bei Angoll (Nordhessisch) herrschend worden. Dort lebt der Landmann Hans Bauer. Vor vielen Jahren hat eine Frau, die er sehr geliebt hatte. Er war nur gar nicht zu bewegen, eine weibliche Person ins Haus zu nehmen, sondern besorgte vielmehr mit seinen beiden Söhnen, die beim Tode der Mutter 20-22 Jahre alt waren, selber die Wirthschaft. Sie beuten gemeinschaftlich den Acker, während sie die häuslichen Obliegenheiten nach Neigung und Geleid unter sich vertheilt. Der älteste Sohn besorgte das Kochen und Waschen und Hand der Milchverarbeitung; daneben verfertigte er Mecken, Güter und sonstiges Hausgeräth. Der jüngste Sohn dagegen spann, farbte das Wollen, webte und nähte die Anzüge. Es wird behauptet, daß beide Söhne es zu einer ziemlich blühenden Wirthschaft gebracht hätten, und daß ihre Arbeiten sauber und unbedenklich ausgeführt waren. Da sie aber nicht sofrom und eingegeben leben und nur wenige Bedürfnisse für die Zukunft zusammengepflanz haben. Vor einigen Tagen fühlte der jüngste Sohn sich nachmittags unwohl und mußte sich aufs Bett legen. Als der Vater und der ältere Bruder bald darauf an sein Lager traten, fanden sie eine Leiche vor; ein Verzehring hatte seinen Todten ein Ende gemacht. Die Hinterbliebenen hielten nun an seiner Waise und betrauten auf sie die Besorgung ihres freien Wirthschaffers.

**Der Präfekt von Petersburg,** Herr Wabst, hat seine Untergebenen kürzlich in mannwürdiger Weise auf die Probe gestellt; Petersburger Wähler wissen darüber folgende Geschichte zu erzählen: Vor einiger Zeit erließ der Präfekt eine Verordnung, durch welche bestimmt wurde, daß Wagen über die etwas schlechtere schadhafte Strogonom-Brücke fortan nur im Schritt fahren dürften. Sonntag (14. Aug.) abends um 8 Uhr besaß nun Herr Wabst einen schmalen zweirädrigen Wagen, fuhr langsam bis zur Strogonom-Brücke und trieb dann sichtlich seine Pferde an, um im Trab über die Brücke zu eilen. Da kam er aber an die Unrechtchen. Die beiden am Brückensopf aufgestellten Polizisten ließen den Wagen auf, hielten sich den Besizer vom Bord herunter und unterwarfen ihn einem Kreuzverhör. Als Herr Wabst, um die Gewissenhaftigkeit seiner Leute zu erproben und ihnen einen kleinen Schreck einzujagen, so nebenbei bemerkte, daß er eben Herr Wabst, der Präfekt von Petersburg sei, erhielt er außer einigen wohlgemeinten Rippenstößen einen scharfen Verdacht und wurde sammt seinem Kadioliet zur Polizeistation gebracht, wo sich natürlich alles in Wohlgefallen auflöste. Herr Wabst identische schenken pflichttreuen Unterbeamten je einen Rubel und drückte außerdem im amtlichen Anzeiger der Stadt Petersburg dem Polizeikommissar des Strogonom-Bezirks, den Polizeieinspektoren und den beiden heldenhaften Polizeiergenten, die es gerügt hatten, einen leibhaftigen Präfekten wie einen gewöhnlichen Sterblichen zu behandeln, seinen tiefgefühltesten Dank aus.

**Eisenbahnkuriosum.** Eine ungarische Eisenbahnstation hatte eben der letzte Personenzug verlassen, als zwei Reisende nach dem Wege kamen. Sie mußten um alle Welt noch nach Hause: zu Fuß war es bis dahin immerhin fünf Stunden. Wütend wandten sie sich an den Stationsvorstand, er sollte ihnen die Möglichkeit verschaffen, mit dem in zwei Stunden antkommenden Güterzuge weiterfahren zu dürfen, obwohl diese Beförderung hierbei gelegentlich ausgeschlossen war. Nach vielen Ausinandersetzungen erklärte ihnen der Stationsvorstand, daß bei der Lage eines Viehwagens bezogen sollten, dann sei die Möglichkeit der Weiterbeförderung noch gegeben; der eine sei Begleiter, der andere werde als Ochse in den Viehförderungschein eingetragen. womit beide denn auch einverstanden waren. Die Gebühren wurden bezahlt und die Vorbereitungen zum Einsteigen des Wagens in den Güterzug getroffen. Als dieser ankam und der Schaffner die übliche Wagenkontrolle vornahm, fragte er den angeblichen Viehbegleiter nach dem Ochsen. „Der bin ich“, erklärte es ingrimmig aus der hintersten Wagenende, und unter heftigem Gelächter der Beamteten wurde der Wagen in den Zug eingestellt.

**Praktische Einrichtung.** Herr Bauer kommt nach der Unvergleichlichkeit, um seinen dort hinführenden Sohn zu erlösen. Er tritt ihn aber nicht zuhause und läßt sich von seiner Wirthin im Zimmer zeigen. „Wie“, ruft er verblüfft, „das ist ja aber fürchterlich klein! Es hat ja kaum das Bett Platz!“ — „O, das war den Herren Studenten, die bei mir gewohnt, immer sehr angenehm,“ entgegnete lächelnd die Wirthmeisterin; „wenn sie des Nachts von der Kneipe heimkommen und ins Zimmer reinfallen, liegen sie schon im Bett!“

**Zur modernen Nüchternheit.** „Kommen Sie nicht mit uns ins Theater?“ — „Was wird denn gegeben?“ — „Wallenstein!“ — „Werde — nein! Das ist nichts für mich!“ — „O, bei uns wird so gut gespielt, daß Sie glauben, es sei Prosa!“

**„Unter Mond, du gehst so stille.“** „Hör mal, Max, warum sagt man denn gerade, ein Mann sei im Monde?“ — „Na, wenn eine Frau d'rin wäre, könnte der gute Mond nicht so stille gehn!“

**Aus der Schule.** Lehrer: (den „Zell“ erklärend, liest): „Also Clauvader spricht hier zu seinem Weibe: „Nach Ari fahr' ich lieb'nden Jubes gleich!“ Wee kann mir sagen, was hier lieb'nden Jubes heißt?“ — Fräp: „IV. Klasse!“

**Arbeiterer Spruch.** Was ein Säckel werden will, krümmt sich bei Zeiten.

**Wissenschaft. Kunst. Literatur.**  
Eingegangene Bücher. Beschreibung nach Auswahl vornehmlich:

Geschichte des deutschen Volkes von G. Dittmar. Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung. 1891. — 13. 1. 1. 1.

Wichtiges der fremden Jungen. Ercheit in Bänden von etwa 11 Bogen zum Preis von je 1 M. gebietet, oder 1.50 M. elegant gebunden. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Es erheben weiter: Die Diebin, von Georges Ohnet u. a. Novellen — Kantas, von Emile Zola u. a. Novellen — Das Kind, von Guy de Maupassant u. a. Novellen — Startrunth, von Gomboso de Amicis u. a. Novellen.

Unter der Friedenspalm. Ein Märchen von Remo. Zürich, 1892. Verlags-Magazin (S. Schabelitz).

Für die Redaktion verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Denke in Halle a. d. E.



und lachend zogen die höchst befriedigten Gäste heim und unterdeß meldete der Sanitätsrath Ihrer Hoheit, daß Herr von Truhn von einem Schlagfluß betroffen, zwar noch nicht todt, aber in Lebensgefahr sei, und rief sie damit jäh aus, ihrer glücklichen Stimmung. Sie dachte gleich an Ulla. Ulla sollte es feinefalls jetzt schon wissen. Dem stümmen Trautmann und der Sanitätsrath lebhaft zu und das junge Mädchen willigte arglos lächelnd ein, als die Prinzessin sie bat, mit ihr zu kommen und noch ein Pflasterhündchen zu halten. Es schien ihr so begreiflich, daß diese von dem Geliebten sprechen wollte.

„Nachher halte ich sie dann ganz fest,“ sagte die Prinzessin leise zu Trautmann.

Am dem Lager des Unglücklichen brachten die Männer dann den Rest der Nacht zu. Oskar von Truhn war wie zerstückt. Seine Hüftengefaßt und das todbleiche jugendlich-männliche Gesicht mit den großen geängsteten Augen und der trostlosen Hilflosigkeit in jedem Zuge stießen den Ärzten und Trautmann um so tiefere Theilnahme ein, als er sich tapfer zu bessern suchte.

Nach Stunden hielt er's nicht mehr aus. Er nahm Trautmann's Hand und führte ihn hinaus.

„Sie sind ein Dumm!“, sagte er mit vibrierender Stimme. „Sie haben auch eine so gute freundschaftliche Weise und Sie wissen, wir sind hier so unbeliebt, rathen Sie mir, Trautmann, was soll ich bezümen? Sehen Sie da, mein unglücklicher Vater! Er schreibt, es sei ihm unmöglich weiter zu leben, er habe gehofft, alles zu beden, und mehr als alles darüber verloren. Wehr als alles! Großer Gott, Trautmann, heißt das des Herzogs Geld?“

Er hob ihm einen Brief hin, derselbe hatte bei jenem Abschiedsschreiben gelegen, Trautmann las ihn mit innerem Widerstreben, aber der Neugier in seiner Nothlosigkeit bot und drängte mit Augen und Mund. Das Schreiben enthielt die Nachricht von einer großen verhehlten Spekulation und schloß mit den Worten: „Sie müssen uns das Zeugnis geben, geehrter Herr Geheimrath, daß wir Ihnen wiederholt abtrüben.“ Unterzeichnet war die Firma eines der ersten Bankiershäuser Berlins.

Das sah schlimm aus. „Ich habe keine Ahnung gehabt, daß mein Vater spekulirte! Er sprach nur dieser Tage immer von allerlei Geldgeschäften. Sie wissen, ich fragte Sie.“

„Ach ja!“ Jetzt ging Trautmann's damals nur flüchtig aufsteigende Besürzung in Gewißheit über.

„Unser Geld ist hin, Mamas schönes Vermögen! Aber was will das sagen? Und wir hielten ihn immer nur für allzu sparjam! O, mein Gott, der unglückliche Mensch! Es ist mein Vater, Trautmann! Und mitten aus dem Schmerz des Sohnes fuhr er dann wieder in wilder Angst auf: „Um uns handelt es sich nicht, — aber des Herzogs Kasse!“

flüsterte er granleich. Trautmann sah nirgend's Rechnungsbücher und der Pient-

nant rief, seinen Blick verstehend: „Sie sind in der Rente; aber er hat seinen alten Schreiber schon lange nicht mehr, nur einen ganz unerfahrenen jungen Menschen, der ganz verblümmte bei seiner Heftigkeit.“

„O Gott, dies: Wehr als alles! Ich müßte den Abschied nehmen so wie so; aber nicht einmal einen ehrenvollen Namen zu behalten, das wäre zu furchtbar!“ und damit hügte er fort; der brave Mensch wollte nicht sehen lassen, daß er weinte.

Es war eine kurze aber qualvolle Nacht nach froh verlebtem Tage.

Beide Aerzte vernachlässigten sie am Bette des Patienten, und aus des Sanitätsraths Munde erfuhr Trautmann jetzt durch verschiedentlich hingeworfene Bemerkungen noch näher, daß Truhn mit seiner Frau höchst ungerathen; sie war ja aber nun schon lange todt und man erinnerte sich ihrer nur als einer noch immer sehr sympathischen, aber schon und gedemüthigt ansiehenden Erscheinung, viel zu jung auch äußerlich für den älteren Mann, der sie als Witwer geehret hatte.

„Dort im Salon hängt ihr Bild, können es sich ja gelegentlich mal ansehen,“ hatte der Sanitätsrath gesagt.

Trautmann dachte nicht daran, denn die angstvolle Aufregung hielt sie alle in athemloser Spannung.

„Truhn war eine unglücklich veranlagte Natur, ein Mensch, der keinem zu Lieb und Freude lebte. Durchkommen kann er immerhin, aber ein Segen wäre das vielleicht weder für ihn noch sonst jemand. Ich sag' es Ihnen ja schon!“ setzte der Sanitätsrath hinzu.

Später, als Trautmann sich einmal in der rechten Thür geirrt hatte, er suchte irgend eine Lampe, denn die sie hatten, wollte erlöschen, und die Fensterräden wollten sie nicht öffnen, sah er in den Salon Oskar v. Truhn vor einem lebensgroßen Bilde stehen.

Die Fenster lagen nach Osten, der Tag begann zu grauen, nur des Sohnes Augen waren vielleicht im Stande, die Umrisse der Figur zu erkennen; der Pientenant wandte sich sogleich nach ihm um und fragte, ob man etwas vermisse?

Dann half er das Gewünschteste suchen.

Später, es dämmerte, gingen er und Trautmann vor der Villa auf und ab; er sah ganz entsetzlich in dem kalten Morgenlichte aus und um Jahre gealtert.

„Ich habe mir klar gemacht, daß nur meine Kräftelosigkeit und mein Mangel an Geschäftssinn für meines Vaters Geschäfte mich so ahnungslos lebend ließen. Er war fast geistern verändert, sehr verändert und wollte heute nicht zu Tisch kommen, trieb hernach mich und Ulla fast ungeduldig fort. Begreifen Sie, daß ich ihn trotz allem nie so geliebt habe wie heute? Es ist ja! Es ist ja! Und nach einem Ringen um Fassungs fuhr er fort: „Ich muß sofort dem Herzog Anzeige machen und dann meinen Abschied einreichen.“

„Wäre es nicht am besten, offen gegen Baron von Lubken zu sein?“ rief Trautmann. „Er fährt mit Ihnen hinüber, Sie sprechen dem Herzog selbst, der Zug geht nachmittags, bis dahin werden Sie gefahrter sein.“ (Fortf. folgt.)

### Im Malerhäuschen.

Erzählung von Marc. Boven. (Frau v. Kamecke.)

Am späten Abend dieses Tages, als die beiden Ehegatten wieder einmal ihre Meinungen über den neuen Ort austauschten, sagte Gertrud: „Ich bin eigentlich in Sorge über das Verhältnis zwischen Elisabeth und meinem Freunde.“

„Aber, die vertragen sich doch gut genug.“

„Aber, sie nicht zu gut,“ sagte Gertrud und sah ihren Mann besümmelt an.

„Was die Frau da für ein pfiffiges Gesicht macht,“ scherzte Gertrud und stich Gertrud über die vom Eifer gerötheten Wangen. „Wenig dich doch nicht zum dritten mal in Elisabeth's intimste Angelegenheiten.“

„Aber, Gertrud, er ist sicher ein Stümper in der Malerei, was für londerbare Urtheile!“

„Gertrud lachte. „So, so,“ sagte er, „ich habe es dir ja schon gesagt, er ist kein Niemand in dieser Kunst.“

Frau Gertrud schmeigte sich an ihren Gatten.

„Aber, Arnold, wenn sie sich nun in einander verlieben? Er ist so hübsch und anziehend in seinem Wesen, und nun gar unsere Elisabeth!“

„Aber, laß sie sich nicht verlieben!“

„Aber wovon soll er sie ernähren, Arnold, wenn sie betrahten wollen, du weißt ja doch, wie Elisabeth's Geld verkauldet ist.“

„Er hat wohl selbst etwas Geld und vielleicht so irgendwas ein Gut, was weiß ich.“

Frau Gertrud wiegte nachdenklich den Kopf.

„Ich kann nicht gut über Nothlach in meinem Urtheil fertig werden; er macht einen so unerschrockenen Jähren Eindruck.“

„So ist er auch in Wahrheit,“ rief Gertrud.

„Ja, man könnte ihn für einen tüchtigen Mann in Amt und Würden halten, und dabei denken zu müssen, daß er nichts ist als ein schlechter Maler, der nie etwas Geheimes erreichen wird!“

„Man kann ein schlechter Maler sein und dabei doch ein Brachmenich!“ brumte Gertrud schon unter seiner Bettdecke hervor.

„Aber wenn ein Mann, der doch einmal ein Maler ist, nichts leidet und dann so auftritt, als wäre er ein lattelieferer Staatsbürger, und spricht von Weisen und Schöpfen, so ist das zum verwirren wunderbar; und ich kann mich nun damit abfinden, daß sich die beiden hier in einander verlieben. Welch ein Leben erwartet dann wohl unsere Elisabeth, die ihm ihr ganzes Vermögen zum Opfer bringt?“

„Erndchen, ich sagte ja schon, er kann ja selbst Vermögen haben.“

„Aber einen Mann haben, der nichts leistet,“ sagte Gertrud.

„Er ist am Ende noch etwas neben dem Maler; wirst du nun

wohl schlafen, du sorgenvolle Pflegemutter, er kann ja doch noch irgend eine Anstellung haben!“ rief Gertrud, und Gertrud hörte ihn noch eine Weile leise lachen.

Frau Gertrud schmeigte, dann wurde ein „Gute Nacht!“ gewechselt und tiefe Stille herrschte im Zimmer. Da fuhr der Maler erschreckt aus dem ersten tiefen Schlaf auf. „Was giebt's?“ rief er erschrocken.

„Da hörte er die Stimme seiner Frau sagen: „Nicht wahr, Arnold, er ist Offizier?“

Der Maler lachte herzlich. „Ach, was bist du für ein Schlafkopf, Trübchen! Na ja, du wirst wohl recht haben, aber halte hübsch reinen Mund!“

„Gott sei Dank,“ rief Gertrud, „jeh bin ich beruhigt, ich werde schon schweigen! Aber weiß Nothlach von Elisabeth's Vermögen?“

„Du mein, er hält sie für ganz arm!“

„Du guter Mann,“ antwortete Gertrud erfreut, „nun gute Nacht!“

Seit dem Tage, an welchem Elisabeth aus Nothlach's Neben selbst erleben hatte, daß er weder ihren Namen noch etwas von ihrer Vermögenslage wußte, war eine unbegrenzte Eitelkeit und innige Zuversicht über das Mädchen gekommen. Wie aus schmerzlichen Wunden, verlor sie in Luft die Stunden und freute sich der immer mehr zu Tage tretenden ritterlichen Subtilitäten Nothlach's, der ersten, welche wohl nur ihrer Person und nicht dem unbeliebten Mannem in ihrem Besitz galten. Und mit dem süßen Bewußtsein, daß sie geliebt werde, quoll aus ihrem armen, mißhandelten Herzen der reiche Quell einer dankbaren Genugthuung; sie lag und doch bemüht nahm sie ein Bild hin, auf das sie schon zu verzichten glaubt hatte. Sie bedachte wenig mehr in ihres Herzens Seligkeit, sie liebte das schöne Gesicht und die ritterliche Gestalt des Mannes, der ihr dieses Glück gebracht, sie war stolz auf seine Neben, die bei aller echten Feinheit so ermt und übermäßig flangen; so sah sie doch auch, wieviel Vertrauen zu seinem jungen Freunde hegte, wie er es oft ausgesprochen, Nothlach würde jede Stellung, in die er im Leben gestellt ist, unter allen Umständen wie ein Ehrenmann ausfüllen. Es stieg ja auch so zuverlässig aus den Worten Nothlach's selbst hervor, daß er sich beschiedlich fühlte; nun, wenn er selbst Vertrauen zu sich zeigte, warum sollten andere ihm mißtrauen?

Die Zeit, welche Nothlach sich für die Dauer seines Besuchs hier angeeignet hatte, ging zu Ende; Gertrud wurde gegen seine Frau darüber, daß die beiden Verliebten nicht den Muth fänden, sich anzusprechen, und er wollte eigentlich nichts davon hören. Wenn Gertrud fragte, die Bekanntschaft der Bekanntschaft der beiden müsse unter allen Umständen aufrecht erhalten werden.

Auch Elisabeth litt mit Schmerz das Wäherkommen des Tages, der sie von dieser Zeit ihres Lebens scheiden sollte, wo sie sich am leichtesten gefühlt hat. Und mühte sie sich nicht am Ende wünscht, daß der Traum, hier, wo er begonnen, auch ausgedehnt werden müße? Sollte sie selbstständig wünschen, den geliebten Mann in alle die Kämpfe gezogen zu haben, die durch den der Mutter unangenehmen Verlust des Vermögens der Tochter unfehlbar hervorgerufen werden müßten? Würde eine Ehe mit der völlig Mittellosen ihn jetzt beglücken können? Ach, sie dachte, daß sie ihn wohl am seinstenwollte müßte scheiden leben auf alle Zeit! Nun denn, sie wollte zurückfahren nach Hannover, aber wasdriß als ein anderer Mensch, sie wollte ihre Jugend hier mit ihrem schönen Traume betrauten und nur zum Wohle anderer leben, beliebt mit allen Mitteln, die ihr dazu ihr Reichthum geben sollte, unvermögend bis an den Tod. So sah das arme Kind oft und fern über des alles nach, bis sie die Augen überhoben und sie erschrecken fühlte, daß sie die folgenden Stunden nicht allein verbringen dürfe; wenn er geschieden sei, dann, wenn ihre Sonne vergangen, dann war die Zeit zum Alleinsein und Weinen.

Auch Nothlach fühlte sich beängstigt durch das Nothen des Abschiedstages; neben dem Bedauern über das Ende der hier verlebten glücklichen Zeit war es ihm ein unerbittlicher Gedanke, daß er scheiden sollte, ohne hier noch alle seine Verhältnisse Elisabeth dargelegt zu haben. So kam er auch heute wieder neben dem gemüthlich an einem Bilde beschäftigten Maler und brang in ihn, ihn von seinem gegebenen Versprechen zu entbinden.

„Gertrud schüttelte kaltblütig den Kopf so allein, was der Freund vordachte. „Ich habe dein Wort, mein alter Junge,“ lachte er, „ein echt Nothlach'sches Wort von unüberbrücklicher

Treue, und ich bin heidenmäßig froh darüber. Habe nur Vertrauen zu mir, im geeigneten Augenblick spreche ich dich frei.“

„Elisabeth soll nicht länger etwas Falsches in mir sehen,“ erstickte Nothlach. „Wenn mir zur Gewißheit wird, was ich zu hoffen wage, wie kann ich ihr unter einer Maske in die lieben Augen sehen?“

„Wilst du sie mit der Darlegung deines Barontitels blenden?“ fragte Gertrud gelassen. „Doch! Du eine Verleumdung oder Verhöhnung deiner Ansichten bei ihm, wenn du einen schmerzlichen Trogenektör aus der allerdings sehr fragwürdigen Künstlermaske sich entpuppen läßt? Wenn du einmal dich durchaus an ein armes Mädchen wenden willst, so laß sie dich nur lieben lernen, wie sie dich kennt. Im Buch der Liebe handelt manch Kapitel von den erlaubten Kniffen, die dann beim ersten Zus versehen werden können.“

Abschließend wandte sich Nothlach ab, der Maler sah ihm lächelnd nach. „Er dauert mich fast,“ sagte er, „allein ich bin doch auf dem einzig richtigen Wege, um beide zu ihrem Glück zu führen.“

Frau Gertrud hatte starken Kopfschmerz, sie mußte von der heutigen Abendpromenade zurückbleiben; Gertrud nahm sehr vortheilhaft und betäubt von seiner Frau, die ihn nicht als Pfleger zurückbehalten wollte, Abschied und machte sich mit seinen beiden etwas einfühligen Begleitern auf den Weg. So waren sie eine kurze Strecke gegangen, als Gertrud plötzlich stehen blieb und sprach, er habe sich den Fuß betreten, er wies brummend jede Art von Hilfe und Begleitung zurück, murmelte sehr höflich aber wie von heulendem Hingeringel Gottes und erklärte, auf jeden Fall allein heimzukehren und Elisabeth auf der ihr so mühsigen Promenade Nothlach's Schutz anzuvertrauen. Dann hüfte er eilfertig wieder dem Städtchen zu, und erst als er den Blicken der Nachschauenden verschwunden war, leitete er sich einen frühen Todler, der denn auch Nothlach selbst wie Elisabeth verriet, daß der heimtückische Scandal wohl jetzt letztfrüher der Demuth aufreihen möchte.

Tiefe Erkenntnis trug nicht gerade zur Verminderung des Muths bei, der den beiden die jungen Herzen beschwerte. Sie waren geblieben weiter gegangen, in den wogenden Kornfeldern glühte rother Noth und die Weimchen zirpen im Gese; schweigend blühte Elisabeth blaue Kornblumen und nahm auch aus Nothlach's Hand solche entgegen, mechanisch flochten ihre Finger ein Kranzchen daraus; die armen kleinen Finger stitzten, und Nothlach's Blicke ruhten darauf. Kein Wort wurde gesprochen, das Bewußtsein, daß sie einander etwas verheimlichten, lag bedrückend auf ihren Seelen. — ach, wenn sie nur das erste Wort ausgesprochen hätten, daß der Anfang ihrer Ehegattenwürde und Heiligkeit zu werden könnte!

Mühselig hielt Elisabeth ihre Schritte an, sie mußte den Ton seiner Stimme hören, oder ihrem erst und traurig aussehenden Begleiter dankbar schauen. „Sehen Sie den flehigen Vogel,“ sagte sie und wies nach einem Baume, an dessen glatter Rinde ein Specht einigend nodend auf und nieder sterterte. „Wie mühsam das kleine Thierchen sich seine Nahrung suchen muß!“

„Er sorgt wohl für Frau und Kind,“ sagte Nothlach und in seiner Stimme stitzerte der Zwang, den er sich anstehen mußte, um ruhig zu sprechen.

„Er lebt doch ein sorgenloses Leben,“ sagte Elisabeth nachdenklich.

„Ja, wer's auch so haben könnte,“ rief Nothlach bitter, „wer wie dieser Specht ein Weibchen fände, das geneigt wäre, die Seligkeiten und die engen Beschränkungen eines eigenen kleinen Nestes zu theilen; wer auch wie der glückliche Vogel nur sein Netz und das Dorn der Geliebten zu betragen hätte, wenn er danach schmachtet, ein Nest, ein eigenes Nest zu bauen. Aber wir, wir Herren der Schöpfung, müssen bei aller Selbst aufgeben, müssen nicht eher lieben, ehe wir uns über die irdischen Mittel in Hausathat ausweihen können, müssen verzichten auf süßes Glück, wenn unter unser Noth und jung schlacht, und es unter Schloß und Riegel halten, bis unser Haben unter Soll übersteigt, und dann mögen wir an Selbst denken, dann, wenn wir unter unheiliger Liebe vergehen, verenden und auch wohl schon vergessen haben. Sie schweigen, Fräulein Elisabeth? Nicht wahr, sie wissen, daß es so sein muß, und um auch das Herz blut?“

Elisabeth sah vor sich hin. „Unser anigtes Lieben vergehen, verweihen — o ja, aber nicht vergessen!“ sagte sie leise. (Fortf. folgt.)

### Hunte Zeitung.

Ansichten über die Cholera vor 60 Jahren. In welcher Dunkelheit über das Wesen der Cholera die Aerzte noch im Jahre 1831 bekunntapten, darüber eint eine unter dem Namen des Dr. Miles von G. Th. Fedner 1832 bei Hof in Leipzig existierende Schrift: „Schünmitt für die Cholera“ einige ergötzliche Beispiele. Nach dem ärztlichen Praktiser lassen wir hier einige Ansichten und Rathschläge von Medisineren der damaligen Zeit folgen, deren Namen heute noch der Ueberlieferung nach theilweise einen

guten Klang haben. Vok und Franke: „Das Wesen der Cholera sieht man in Wahrheit in einer Affektion des Gang-Henrich's und nur Antinomische halt sie für eine Affektion des Vagus.“ — Foy: „Die Cholera Morbus scheint in den Nerven des Vagus ihren Sitz zu haben.“ — Richter: „Es ist juristisch erwiesen, daß die Cholera nach König'scher nicht auf dem Wege des Kontakts gekommen ist, sondern sich aus Sumpfen, Hering und Saurem Bier erzeugt hat.“ — Quelen: „Die Cholera ist ihrer Natur nach nichts Anderes, als die bestigte krampfartige Aufregung, eine Konvulsion, eine